Ein alter Pfingstbrauch

Von Walter Becker-Halle.

Von den vielen Pfingstbräuchen, die man einst in unserem Vaterlande kannte, hat sich nur ein kleiner Rest erhalten. Eine besondere Seltenheit dürfte es wohl sein, wenn sich in einer Großstadt eine uralte Pfingstsitte bis auf unsere Tage herübergerettet hat: In Halle wird noch heute das Pfingstbier der Halloren gefeiert, das Jahresfest der Salzarbeiter, deren „Brüderschaft“ auf eine über tausend Jahre alte Tradition zurückblickt.

Sagenhaft ist der Ursprung dieses Pfingstbrauches. Die Quellen wissen zu erzählen, daß man mit dem Bau des sogenannten Deutschen Brunnens (zu Karls des Großen Zeiten) just um die Pfingstzeit fertig geworden sei. Da seien die Halloren mit fliegenden Fahnen um den Born gezogen, hätten Gott gedankt und zum ersten Male einen „ehrlichen Tanz“ gehalten. — In den alten „Talordnungen“ hat dann das Pfingstbier stets als eine herkömmliche Gerechtigkeit seine Erwähnung gefunden. „Darmit sie auch“, heißt es in Horndorffs „Beschreibung des Salzwerkes“, „bey ihrer sauren Arbeit eine Ergetzlichkeit haben, so wird ihnen, auff ihr Ansuchen von den Salzgräfen verstattet, daß sie jährlich, oder, wann die Unkosten zu hoch kommen wollte, übers andere Jahr, in der Pfingst-Woche, in einem Dorfe gemietheten geraumen Bürgerhause oder Gasthofe mit Weibern, Kindern und Gesinde zusammen kommen, das Pfingst-Bier trinchen, und mit einander fröhlich seyn dürffen.“ — In der „guten, alten Zeit“ versammelte sich die Brüderschaft schon in aller Herrgottsfrühe. In feierlichem Zuge wurde sodann die Bruderlade aus der Moritzkirche geholt. Inzwischen war schon das „Torgauisch Bier“ von der Domäne Gibichenstein angefahren, und wenn der Salzgraf, der unter der grünen Maie den Frieden zu „würken“ hatte, erschienen war, konnte der feierliche Festakt stattfinden: nämlich die Wahl der neuen Vorsteher, die der Salzgräfe zu bestätigen hatte. Außerdem wählte man zwei Platzknechte und zwölf Scheidemeister, denen die Aufgabe zukam, etwa plötzlich ausbrechende Streitigkeiten gütlich zu schlichten.

Nach diesen traditionellen Zeremonien überreichte man dem Salzgraf, Bornmeister und Bornschreiber, den alten und neuen Vorstehern, Beutelherren und Scheidemeistern die mit Bändern gezierten Pfingstkränze. Die Platzknechte brachten dem Salzgrafen des ältesten Vorstehers mannbare Tochter. So begann der Tanz der Herren mit den Kranzjungfern, die zu diesem Fest den alten Brautschmuck der Halloren anzulegen pflegten. Nachdem der Salzgraf zwei „Reihen“ getanzt hatte, ging er mit Bornmeister und Bornschreiber ins Haus, um ein von der Brüderschaft gestiftetes Mahl einzunehmen. Einige der alten Vorsteher begleiteten ihn dann nach Hause, während ein Talknecht einen Gewürznelkenkranz, einen Kuchen und natürlich auch eine „Humpe“ torgauischen Bieres vorantrug.

Inzwischen begann sich das Hallvolk beim allgemeinen Tanze zu vergnügen. Mit allerlei Lustbarkeiten wurden so zwei volle Tage ausgefüllt. Darauf zog das Hallorenvölkchen vor die Moritzkirche, brachte dort einen öffentlichen Dank aus, und mit einem Schlußreigen und einem kunstvollen Fahnenschwenken fand das Pfingstbier sein Ende.

Trotz mancherlei Anfeindungen und Beschwerden, die vor allem in der Zeit des Pietismus laut wurden, hat sich dieser Brauch bis zu unserer Zeit erhalten. Allerdings hat man schon viele Zeremonien fallen lassen, aber die farbenprächtige Festkleidung der Halloren, die schwarzen Dreimester, die bunten langschößigen Röcke und Seidenwesten, die schwarzen Samthosen und weißen Wadenstrümpfe der Männer und die steifen Glockenröcke, die blauen Mieder, die feingestickten Hemden und Goldhäubchen der Hallorenmädchen kann man noch heute zu Pfingsten in der alten Salzstadt Halle sehen. Wehende Fahnen, Kronen und Schleifen im Haar, blütenumrankte Thyrsosstäbe — ein farbenprächtiges Bild unter den frühlingsgrünen Bäumen! Aus der Bruderlade wird der seit Jahrhunderten sorglich gehütete Silberschatz genommen, und die kostbaren Humpen und Pokale, die schon viele Generationen an die Lippen geführt haben, kreisen wieder auf den Tischen. Dann erzählt wohl ein alter, grauer Hallore von früheren Zeiten mit strahlenden Augen. Wieder wird die knitternde Seidenfahne beim Klange der Musik geschwenkt. So dauert das Fest in die sinkende Frühlingsnacht und so soll es alljährlich wieder gefeiert werden als ein historischer heimatlicher Pfingstbrauch.

Alpine Pfingstbräuche

Von Dr. Tilly Lindner-Kempten.

Es sind nur mehr unbedeutende Reste, die sich von dem einst unerhört reichen Bestand an kalendarischen Volkssitten, Bräuchen, gläubigen Anschauungen und abergläubischen Meinungen bis heute erhalten haben. Wer sich ernstlich in die phantastische Gedanken- und Vorstellungswelt unserer Vorfahren hineinlebt und es fertig bringt, die uns heute rätselhaft gewordene Psyche derer, die vor uns waren, aus der geistigen und moralischen Verfassung ihrer Zeit heraus zu verstehen, den überkommt beinahe ein Gefühl des Bedauerns, daß der allzu sachliche Mensch der Gegenwart jene naive Beziehung zum Leben verloren hat, die den Irr- und Wundergarten an Sitten, Bräuchen und köstlich verhülltem Spott des Lebens früher so üppig gedeihen ließ.

Besonders reich an kalendarischen Volksbräuchen sind heute noch die Alpenbewohner. Sie leben noch mehr als die fortschrittlicheren Bewohner des Flachlandes im historischen Zusammenhang mit der Vorwelt und sind den Neuerungen durchaus abhold, mit denen die moderne Zeit den rührsamen und wundergläubigen Charakter des alpinen Menschen zu erschüttern sucht. Neben den weihnachtlichen und österlichen Anlässen spielt das Pfingstfest im Leben der Bergbewohner noch eine wichtige Rolle. Einige Pfingstbräuche, die hier und da noch in Uebung sind, dürften merkwürdig genug sein, um das Interesse der Leser wachzurufen. Darum sei aus der kalendarischen Wundertruhe des alpinen Volkes hier einiges herausgeholt.

Die Vorstellung des „Heiligen Geistes“ ist bei den Alpenbewohnern noch heute innig mit der Gestalt einer in der Luft schwebenden Taube verquickt. Daher rührt der Brauch, an Pfingsten eine hölzerne Taube im Innern der Kirche aufzuhängen. Dabei ist es von großer Bedeutung, wohin der schaukelnde Vogel seinen Kopf dreht. Aus dieser Richtung wird man den ersten Toten bringen. An manchen Orten ließ man während des Pfingstgottesdienstes sogar eine lebende Taube durch die Kirche flattern, eine Personifizierung des Heiligen Geistes, die heute überwunden ist.

Eine große Rolle spielt das sogenannte „Pfingstwasser“, das man sich flaschenweise besorgt, um es unter allerhand Gebeten zur Abwendung von Hagelschlag auf die Felder und Wiesen zu sprengen.

Sinnig und bezeichnend für den alpinen Bauern war der Brauch, an Pfingsten Roßnägel weihen zu lassen, womit die Hufeisen der Pferde befestigt wurden, um so die Gäule vor dem „Verkrummen“ zue bewahren.

Eine auch heute noch vorkommende Erscheinung ist der „Pfingstlümmel“. Er hat den Sinn, das Bedürfnis der Leute nach allerhand Schabernack und tollen Streichen zu befriedigen. Den Nachbarn mit der heimlichen Entführung wichtigen Hausrats zu foppen, ist eine harmlose Neckerei. Diese naive Pfingstlümmelei aber entartete zur Unsitte, wenn man ohne rechten Anlaß die Fensterläden in den Brunnen beförderte, ein Fuder Mist auf den Dachboden zauberte, das „Häusel“ (ländliche Bedürfnisanstalt) in den Wald trug, Melkstühle an Baumwipfel hing und was dergleichen Lümmeleien mehr sein mochten. In manchen Orten hatten es die Pfingstlümmel besonders auf die Mädchen abgesehen. Ihnen stellte man nächtlicherweile ein „Lärchentännele“ auf den Dachgiebel des Hauses und ließ an seinen Zweigen allerlei verlassene Gegenstände wie „Kinderschnuller“ baumeln.

Beliebt war einst bei den Gebirgern das „Schubkarrenrennen“, ein sportlicher Pfingstbrauch an dem sich die Burschen mit ihren Mädeln zahlreich beteiligten. Letztere wurden zum Rennen auf die Schubkarren postiert, und nach Schluß verteilten sie an die Burschen die Preise, die in Taschentüchern und ähnlichen Dingen bestanden. Daß bei dieser Belustigung jene das schwerste Stück Arbeit hatten, die die dichsten Verehrerinnen besaßen, ist begreiflich. Aber gerade damit zeigte einer, daß er „Schmalz“ in den Muskeln hatte.

Endlich spielt Pfingsten bei den alpinen Völkern noch heute eine wichtige Rolle in der Vorhersage des Wetters. Wenn's an Pfingsten regnet, verregnet es den dritten Teil der Früchte. Wenn aber Pfingsten die Sonne scheint, mag der Bauer „riebig“ (ruhig) essen. Er braucht sich vor keinem Wetterschaden zu fürchten.

—o—

Am Ausguck

Eine Pfingstsage.

An vielen deutschen Orten sind bekanntlich zu Pfingsten noch Volksbräuche gang und gäbe, die an Ueberlieferung aus altheidnischer Zeit anklingen. In seltsamer Weise aber wird Pfingsten heute noch in Molschleben, einem Dorfe in der Nähe von Gotha, gefeiert. Der Sage nach lagerte während des Dreißigjährigen Krieges ein feindlicher General in der Nähe des Ortes und drohte, das Dorf bis auf den letzten Stein zu zerstören, wenn ihm nicht 200 „Buntschecken“, worunter er buntscheckige Pferde verstand, geliefert würden. Aber die bedrängten Dorfbewohner wußten sich zu helfen: Sie erinnerten sich, daß man bei ihnen mit „Buntschecken“ die Weidenruten bezeichnet, deren Rinde von den Kindern in Ringeln abgeschält und die auf diese Weise buntscheckig gemacht wurden. Die Ruten benutzten sie dann als Steckenpferde. So lieferten die Molschlebener mit der harmlosesten Miene der Unschuld 200 „Buntschecken“ ab, auf denen die Kinder zum Lager des Generals ritten. Die List verfehlte ihre Wirkung auf den alten Haudegen nicht.

Zur Erinnerung hieran zieht nun alle Jahre zu Pfingsten die Kinderschar in kriegerischem Aufzuge mit Fahnen, Helmen, Flinten, Säbel und Spießen unter Vorantritt der Dorfmusik auf ihren „Buntschecken“ durch das mit Maien festlich geschmückte Dorf zum uralten Kirchlein dann zum Pfarrer, zum Schulzen, zum Wassermüller und zuletzt zum Backhause, wo Kuchen verteilt wird. Den Beschluß bildet im lustigen Gefecht ein gegenseitiges Zerschlagen der „Buntschecken“ und ein Kindertanz. Welchen Ursprung in Wirklichkeit dieser eigenartige Pfingstbrauch hat, ist nicht erwiesen.

Dornröschen.

Einen sehr reizvollen Pfingstbrauch kennt man in der Umgebung von Bitterfeld. Er hat das alte Dornröschen-Märchen zum Ursprung. Aus Birkenzweigen und Maiengrün wird eine Pfingstlaube, das Dornröschen-Schloß, errichtet, in dem die „Braut“ Platz nimmt. Diese hat alle jungen Burschen, die ihr nahen, abzuwehren, bis ihr Erwählter herankommt, der in das Schloß eindringen und die Braut entführen darf. Das junge Mädchen, das nun wirklich seine Braut geworden ist, wird mit seinem Ritter und Erretter von der Menge freudig begrüßt und jubelnd durch die Landschaft geleitet.

Die „Ausgießung“ des heiligen Geistes“ als Pfingstgebrauch.

Einige Pfingstbräuche liefern uns lehrreiche Beispiele dafür, wie man in alten Zeiten bestrebt war, Stellen aus der Bibel wörtlich aufzufassen und sinnlich-bildlich zur Darstellung zu bringen. In manchen katholischen Gegenden herrschte daher der Brauch, am ersten Pfingstfeiertag vom Kirchengewölbe herab brennende Werghäuschen zu werfen, eine Sitte, durch die freilich mannigfache Unglücksfälle hervorgerufen werden mußten. Daher ersetzte man später die gefährlichen Flammen durch harmlosere Blumen oder kleines Gebäck. Von diesem Gebrauch erzählt auch noch Jean Paul in seinem „Hesperus“.

Die Brunnenfeste.

Unter den vielen Feiern, die das Pfingstfest geleiten, haben von jeher die Brunnenfeste eine große Rolle gespielt. Diese verlaufen in der Regel so, daß die Dorfjugend eine Quelle mit Blumen bekränzt und ihr Ausflußrohr mit einer Vergißmeinnichtgirlande umwindet. Auch der uralte Brauch leitet sich noch auf heidnische Vergangenheit zurück. Sein tieferer Sinn ist, dem Gott der Quelle zu opfern, damit das Nasse nicht ausbleiben möge.

•

Der erste Buchhändler.

Das Gewerbe des Buchhändlers hat der Augsburger Raimann im Jahre 1507 geschaffen. Er eröffnete in Augsburg einen Laden, in dem er Bücher verkaufte. Lange Zeit galt er als der einzige Buchhändler in deutschem Gebiet. Erst im Jahre 1516 kam Johann Otto auf den Gedanken, Bücher auf seine Kosten drucken zu lassen und sie zu verkaufen. Man bestaunte die Begründung umso mehr, als Otto keine eigene Druckerei hatte. Ein Jahr vorher erschienen in Deutschland die ersten gedruckten Zeitungen, freilich nicht periodisch, sondern ganz willkürlich, je nachdem sie fertig gestellt waren oder genug Lesestoff vorlag.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 20 — Donnerstag, 20. Mai — 1926

Trü Westfolen!

Von Karl Prümer.

Min trutzig-trü Westfolenland,
Du büst mi leif un wert,
So wiet ok Godes Sunne schint,
Hef ik keen Land so ehrt.

Wo mi de Moder lehrde fromm
'n hillig-trüen Sang,
Do denk ik dran, in Lust un Leid,
Min ganzet Leewen lang.

Wo gollen-geel de Aehren lacht
Un ik de Leinste fand,
Ut Heärtens Grund: God segne d
Min trü Westfolenland!

Un kömmt de leßte Stunne mi,
Leg ik de Hand op't Heärt:
Begraft mi in Westfolenland,
Dat is min leßt Gebeet.

Dann ruuscht, it hogen Eiken, wild,
It Stürme, brust met Macht!
Niem, rohe Erde, dinen Suohn,
Leif Häime, gude Nacht!

Karl Prümer

(In seinem 80. Geburtstage am 23. Mai.)

Von H. Kleibauer.

Wenn man an die alten westfälischen Kämpen und Vorstreiter auf plattdeutschem und volkstümlichem Gebiete denkt, dann steht ohne weiteres der Name des märkischen Landmannes Karl Prümer mit in vorderster Reihe. Man vergegenwärtige sich: die plattdeutsche Dichtung lag vor einem Menschenalter in einem etwa 300jährigen Schlafe. Angeregt durch den Göttinger Hainbund, Münsterische Studenten, Johann Peter Hebel u. a. regte sich endlich neues Leben, alte Werte der niederdeutschen Sprache und Wesensart wurden neu entdeckt und wieder betont, zaghafte dichterische Versuche wurden gemacht, bis Klaus Groth, Fritz Reuter und John Brinkmann den Bann brachen und eine frische Blütezeit neuplattdeutscher Dichtung einleiteten.

Im Münsterlande wirkten nach Ferdinand Zumbrock in besonderer Weise Professor Hermann Landois, Dr. Giese, Eli Marcus u. a. und warben durch ihre heiteren, oft derben Schnurren, Erzählungen und Fastnachtsspiele viele Freunde für das verachtete Platt. In diesem Kreise wurde auch bald der am 23. Mai 1846 in Dortmund als Pfarrerssohn geborene Karl Prümer hineingezogen. In dem in seiner Jugend nur 8000 Seelen zählenden Bauernstädtchen Dortmund herrschte damals noch durchweg altwestfälischer Brauch. Als nun bald mit der aufblühenden Kohlen- und Eisenindustrie der harte Kampf zwischen neuer, nie rastender und alter, behäbiger Zeit einsetzte, der das Altväterliche mehr und mehr erdrückte, stellte sich Prümer bewußt auf die Seite der altheimischen, echtwestfälischen Art und verteidigte sie mit Eifer gegen das vordringende und gleichmachende, jede knorrige Eigenart erstickende Neue. So wurde er ein Kämpfer und Verfechter der westfälischen Bauernsprache und der Vorväter Sitten und Gebräuche und zwar zu einer Zeit, als die Behörde — namentlich die Schule — alles unterließ, diese starken Wurzeln der niederdeutschen Volkskraft zu hegen und zu pflegen, dafür aber alles tat, stammeseigentümliche Wesenheiten auszurotten.

Dafür wollen wir heute dem achtzigjährigen, immer noch rüstigen Geburtstagsgreis herzlichen Dank sagen!

Was Prümer auf dem Gebiete der Volkskunde, namentlich in dem nördlichen Teil der alten Grafschaft Mark gesammelt, festgehalten und somit vor dem Untergange bewahrt hat, zeugt einesteils von dem früher frischen, erdgebundenen, markigen, schlichtfrommen, aber auch humordurchsetzten Sinn und Geist dieser jetzt vollkommen industrialisierten Landschaft, anderenteils von der Liebe des Verfassers zum Heimatland und seinen Bewohnern. Manche Aufsätze in den „Blättern für rheinisch-westfälische Volkskunde“, deren Mitherausgeber Prümer ist, seine „Westfälische Volksweisheit“, eine Sammlung von Sprichwörtern, Redensarten, Volksliedern und Reimen und sein Band „Aus Altwestfalen“, der volkstümliche und kulturgeschichtliche Beiträge bringt (beide bei Otto Lenz, Leipzig), zeugen von dem Sammeleifer des Herausgebers und seinem tiefen Verständnis für westfälische Art.

Als Dichter ist Prümer besonders durch sein 1881 erschienene Schelmengeschichte „De westfölsche Ulenspeigel“ (Lenz) bekannt geworden, in der Witz, Humor und Uebermut sprühen — eine prächtige Jungengeschichte! Kleine heitere Schnaken u. Döhnchen gab er in seinem Sammelbändchen „De westfölsche Husfrönd“ und „Geschichten un Gestalten ut Westfolen (Lenz), dabei in den Spuren von Landois wandelnd, ohne dessen beißende Satyre anzuwenden, aber doch mehr liebenswürdig spottend und hausbacken übertreibend. Durch den neuen Gang der niederdeutschen Dichtung, der auch den Ernst und die Tragik betonte, angeregt, versuchte Prümer mit seinem Erzählbande „Kornblaumen und Hiegenraufen“ (C. L. Krüger, Dortmund 1911) und seinem Sang „De Dod as Richter“ (Lenz, Leipzig 1920) Wibbelt und Wagenfeld zu folgen, ohne indessen deren Größe, Tiefe und Kraft zu erreichen. Wohl ist er der gemütvolle, meistens lachende Erzähler, dem man gerne mit Behagen und Schmunzeln folgt, dessen plattdeutsche Schreibweise aber nur zu oft von hochdeutschen Formen durchsetzt ist. Auf seine hochdeutschen Geschichten soll hier nicht eingegangen werden. In seinen plattdeutschen Gedichten, die den angeführten Bänden angehängt sind, hat er manchen guten Vers und manche gute Fassung gefunden, die das Bauernleben verklären und einen gesunden Optimismus atmen.

Noch verhältnismäßig rüstig, feiert der Greis nun am diesjährigen Pfingsttage in seiner Heimatstadt seinen 80. Geburtstag. Mit Befriedigung kann er auf sein Wirken und Ringen für die altwestfälische Sage zurückblicken. Seine zahlreichen Freunde und Verehrer beglückwünschen den allezeit freundlichen alten Herrn, den sie als Menschen und Schriftsteller achten und ehren und dem sie noch einen weiteren goldenen Lebensabend von Herzen wünschen.

—o—

Siedelungspolitik und Schule

Von Kurt Würzner-Wiesenstein.

In unserer Wohnungs- und Siedelungspolitik spielt der Gedanke der Neubauten errichtung abseits der großen Wohnzentren die Hauptrolle, um namentlich der Uebervölkerung der Städte vorzubeugen. Man kann feststellen, daß die Entwürfe zur Schaffung neuer Wohngemeinden im großen und ganzen den Beifall der Allgemeinheit finden.

Diese Bestrebungen können sich aber kaum zu einem vollen Enderfolg auswirken, wenn nicht einer der wichtigsten Ursachen der Abwanderung nach den Großstädten Rechnung getragen wird, die seither keine oder nur wenig Beachtung gefunden hat, nämlich der Schulfrage. Diese bildet meistenteils den Kernpunkt des dauernden Zuzuges zu den Städten, weil zu dem Zeitpunkt, wo höhere Bildungsfragen der Kinder an die Erzieher herantreten, diese bestrebt sind, ihr Domizil dort einzurichten, wo ihren Kindern der Besuch höherer Bildungsstätten erleichtert wird. Ein Familienvater, der zwei und mehr Kinder zu gleicher Zeit einer höheren Schule überweisen möchte, ist in den seltensten Fällen in der Lage, solche auf die Dauer in Pensionen unterzubringen, da dies für ihn eine zu große Belastung bedeuten würde. Die natürliche Folge ist daher das Bestreben, solche Hausstände nach den Städten zu verlegen, und wenn diese erst einmal dort sind, so kann meistenteils damit gerechnet werden, daß sie ständig dort bleiben, zum mindesten jedenfalls so lange, bis die Kinder dem Elternhaus entwachsen oder selbständige Haushalte gründen.

Wesentlich anders würde sich aber das Bild gestalten, wenn mit der Siedelungsfrage zugleich in erster Linie die Schulfrage von Staatswegen gelöst würde. Es müßte gleichzeitig mit der Verpflanzung der Bewohner aufs Land auch die Verpflanzung von höheren Schulen erfolgen oder es müßten Neuerrichtungen im Mittelpunkte größerer Gemeindeverbände stattfinden, der von den umliegenden Gemeinden verhältnismäßig leicht erreichbar wäre. Hierzu könnte man staatliche Anstalten nehmen oder auch private mit staatlichem Zuschuß. Im ersteren Falle würden derartige neuerrichtete Wohngemeinden höchstwahrscheinlich sehr schnell wachsen und einen großen Teil des bisherigen Zuzugs nach den Städten aufnehmen, im letzteren Falle hingegen würden die bestehenden Gemeinden ihre Orseinwohner seßhaft machen können und würden mehr Antrieb zur Errichtung von Neubauten und Vergrößerungen ihrer Gemeinden als seither erhalten.

Man braucht sich nur einmal in unseren deutschen Landen umzuschauen, überall wird man die gleiche Erscheinung finden. Sie ist nach den seitherigen Entwicklungen des Bildungswesens erklärlich, denn vielfach sind die größeren Städte die Eigentümer der höheren Anstalten, für die sie von Auswärtigen meist Schulgeldzuschläge verlangen. In jedem Falle muß die Landbevölkerung erhebliche Opfer bringen und Schwierigkeiten überwinden, wenn sie ihren Nachwuchs auf gleiche Bildungsstufe bringen will, die die Stadtkinder leichter erreichen.

Es muß deshalb Aufgabe des Staates sein, hierin künftig grundlegende Aenderungen ein-

Tauversicht

Von Karl Prümer.

Pack fast in't Rad, de Dag vergäiht,
Lo di nit unnerkriegen,
Fast stäiht, we op sik sewwer stäiht,
Mag't briäken oder biegen.

Goh diner Wiäge still un straff,
We recht deit, kennt kän Schiämen,
Un miärk: wat di de Hiemel gaff,
Kann di kän Dümel niähmen.

Diän Kopp tau Höcht, frisch in de Welt,
Wat sind mi dat füür Saken!
Suorg nit tevüel, bestell din Feld,
Uss' Härguott sall't wuol maken.

treten zu lassen u. den gleichberechtigten Staatsbürgern der Landgemeinden ebenfalls höhere Bildungsstätten für ihre heranwachsende Jugend zu schaffen, damit sie vno deren Verschickung in die größeren Städte entbunden werden.

Eine derartige Schulpolitik würde ungemein Gutes mit sich bringen, indem einmal diese Schuljugend den täglich immer größer werdenden Gefahren des Verkehrs und der Großstadt entzogen wird, dann die Unterrichtsstätten in Gegenden mit unverbrauchter, reiner Luft, fernab vom Lärm und Getöse des Stadtverkehrs zu liegen kämen und schließlich und hauptsächlich die gerade in den Entwicklungsjahren stehenden Kinder, die jetzt vielfach notgedrungen mehr oder weniger sich selbst überlassen und schlechten Einflüssen preisgegeben sind, der Obhut des Elternhauses überlassen bleiben.

Schwerwiegende Bedenken für die Lösung dieser Bildungs- und Erziehungsfragen eines gesunden Nachwuchses kann es kaum geben, da die Bildungsstätten der Museen, Sammlungen und Theater durch die heute zur Verfügung stehenden Verkehrsmittel wesentlich leichter erreicht werden und außerdem ein großer Teil des zu veranschaulichenden Lehrstoffes mit Hilfe des Schulkinos bewältigt werden kann.

Zudem wird hierdurch auch das geistige Leben der Landbevölkerung wesentlich mit gefördert, da natürlicherweise die Lehrkräfte ihren Wohnsitz in die Nähe ihres Tätigkeitsbezirkes legen werden und mit ihrem Tun und Wirken auch außerhalb ihrer Lehrtätigkeit in der Schule auf das ganze Gemeindeleben, das vielfach sehr vernachlässigt ist, befruchtend und kulturfördernd einwirken können.

—⊡—

Das deutsche Volkslied

Von E. Fründt.

„Die Rudelsberg, das ist ein Ort zum Schwärmen und zum Trinken" haben schon seit Jahrzehnten junge Burschen und bemooste Häupter von der sagenumwobenen Burg herab in die Thüringer Lande hinaus gesungen. Wie die Wartburg hoch über Eisenach ist die Rudelsburg ein Wahrzeichen deutschen Wesens und deutscher Kraft. Von jeher ist sie oft das Ausflugsziel, namentlich der Jenenser, Hallenser und Leipziger Studentenschaft gewesen, und wie alljährlich werden sich auch diesmal wieder zur Pfingstzeit dort große studentische Verbände zu ihren Tagungen vereinigen. An dem Fuße der Rudelsburg erhebt sich ein Kaiser Wilhelm-Denkmal, ein Bismarck-Denkmal und ein Denkmal für die 1870/71 gefallenen Corpsstudenten, und ein solches für die im Weltkriege gebliebenen sieht seiner Enthüllung entgegen. Aus tausenden sangesfrohen Kehlen erschallen dort immer und immer wieder unsere bekannten alten Studenten-, Volks- und Vaterlandslieder, wie „Auf den Bergen die Burgen, im Tale die Saale", oder „Dort Saaleck, hier Rudelsburg". Mit besonderer Begeisterung aber wird man in diesem Jahre das Lied von der „Rudelsburg" singen. Sind doch in diesen schönen Frühlingstagen hundert Jahre vergangen, daß ein junger Student der Berliner Hochschule, aus Stettin gebürtig, das schöne Lied auf der Rudelsburg selbst dichtete, das zur Volksweise geworden ist:

An der Saale hellem Strande
stehen Burgen stolz und kühn,
ihre Dächer sind zerfallen
und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin!"

Franz Kugler ist der Name des Dichters dieses Liedes. Lebens- und sangesfroh wanderte er einst im Jahre 1826 durch die herrlichen Thüringer Lande und stieg im Kreise von lustigen Studenten, Philistern und Naumburgerinnen, heiter an Sinn u. in blendendem Weiß, auch zur Rudelsburg empor, um dort ein paar fröhliche Stunden zu verleben und den saueren Wein zu trinken, den man im Felleisen mitgenommen hatte. Während darauf die ausgelassene Gesellschaft singend das Saaletal hinabwanderte, blieb Kugler auf der Rudelsburg und dichtete in einer hellen Sommernacht beim Scheine einer Kerze an einem Steintische sitzend, dieses Lied von der „Rudelsburg".

Diese herrliche Weise zählt seitdem zu den leuchtenden Edelsteinen in einem kostbaren Schatze, den auch heute unser verarmtes Volk noch sein Eigentum nennen darf. Würde es auch seiner verlustig gehen, so hätte es schließlich alles, sein eigenes Ich und seine Wesensart verloren; denn „An der Saale hellem Strande" ist eines der herrlichsten Volkslieder, in denen sich das deutsche Gemüt so tief und einzigartig offenbart. „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet," gilt von all den Dichtern, die uns diese köstliche Poesie beschert haben.

Das deutsche Volkslied ist das reichste in der Welt. Sein eigentümliches Merkmal ist es, daß es durch Gesang im Volke, das heißt vorwiegend in der Unterschicht eines Kulturvolkes fortlebende Weisen in sich schließt, mit deren Text das Volk frei schaltet und waltet. Durch die Unbekanntheit der Dichter und die mündliche Ueberlieferung der echten Volkslieder werden diese vogelfrei: jeder, der ein Lied nachsingt, dichtet es um, verstümmelt oder ergänzt es, je nach Gedächtnis und eigener dichterischer Nachempfindung. So sind viele der Volkslieder zerfungene Kunstgedichte vergangener Zeiten, und daher liegt fast jedes alte Volkslied in verschiedenen Gattungen vor. Jedoch kann der Ursprung der Volkslieder unmöglich auf die ganze Volksmasse zurückgeführt werden, sondern immer nur auf einzelne, die aber nur die gewissermaßen in der Luft liegenden Gefühle durch Worte und Töne verdolmetschen. Daher sind uns auch die Namen der Dichter unserer alten Volkslieder fast ohne Ausnahme unbekannt. Manche haben uns wenigstens ihren Stand in dem Liede selbst verraten. Bald ist es ein Reitersmann, bald ein Jäger, bald ein Schiffer, bald ein Landsknecht, bald ein fahrender Geselle, „der dies schöne Lied erdacht", wie es in der vielgesungenen Weise, dessen Dichter, Baumbach, uns allerdings bekannt ist, von der „Lindenwirtin": „Keinen Tropfen im Becher mehr" heißt.

Leider ist uns das deutsche Volkslied des Mittelalters, weil es nicht aufgeschrieben wurde, erst aus den Resten des 14. und 15. Jahrhunderts bekannt. Aber es steht fest, daß es sich trotz aller romanischen Einflüsse, in seinen schönsten Erzeugnissen an das deutsche Volkslied anschloß. Dem Nibelungenlied, der Gudrun und anderen Epen aus der deutschen Heldensage liegen alte Volkslieder zugrunde.

Im Volksliede wird das Leben in der Natur besungen, in Verbindung mit der Liebe, die natürlich das Hauptthema bildet. Wer aber glauben wollte, daß dem Volksliede irgend etwas Niedriges anhaftet, der lasse sich von Herder gesagt sein: „Zum Volkssänger gehört nicht, daß er aus dem Pöbel sein muß oder für den Pöbel singt. Volk heißt nicht der Pöbel auf den Gassen; der singt und dichtet niemals, sondern schreit und verstümmelt." Im übrigen singen auch die echten Volkslieder des Mittelalters von all dem, was auch der Inhalt der Kunstdichtung ist. Obenan stehen die Liebeslieder, die Krone des Volksliedes. „So lange es nicht eine greise Jugend gibt, wird stets das Liebeslied die Blume der Lyrik sein", heißt es in Uhlands Abhandlung über die Volkslieder. Es würde hier zu weit führen, wollte man auch nur einige Perlen aus diesem köstlichen Schatz aufreihen. Zu den schönsten und lebendigsten aus alter Zeit gehört noch: „Es steht ein Baum im Odenwald." Hierher gehört auch das von Eichendorff umgebildete Lied: „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad." Ungemein beliebt war auch das bis in das 15. Jahrhundert zurückzuführende Abschiedslied: „Innsbruck, ich muß dich lassen" oder „ O Straßburg, o Straßburg!" Aus tausenden sangesfrohen Kehlen klingt in diesen Frühlingstagen immer wieder: „Der Mai ist gekommen," das einst Geibel dichtete, als er durch das schöne Hessenland wanderte. Wie ungezählte andere gibt es der Freude an der Natur Ausdruck. Das deutsche Volkslied wäre kein treuer Widerhall der Volksseele, hätte es nicht auch der Trinklust, wie sie schon unseren Vorfahren eigen war, dichterischen Ausdruck verliehen. Sehr zahlreich und allgemein bekannt sind diese Trink- und Studentenlieder. Wer stimmte nicht freudig ein in Scheffels: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein", worin der Dichter den heiligen Veit von Staffelstein beschwört: „Verzeih mir Durst und Sünde!"

Auch auf unsere Klassiker wirkte das alte vergessene Volkslied wie ein erfrischender Jungbrunnen. Herder und Bürger wurden dadurch mächtig angeregt, und Goethe rechnete es sich in seiner Straßburger Zeit zur besonderen Ehre an, für Herder Volkslieder zu sammeln, und er selbst dichtete das vielgesungene „Heideröslein". In neuerer Zeit sind überhaupt zahlreiche Erzeugnisse der Kunstdichtung so volkstümlich geworden, daß sie echte Volkslieder geworden sind. Wie Kuglers „An der Saale hellem Strande," so sind, um nur einige zu erwähnen, Kerners „Wanderer in der Sägemühle," Wilhelm Müllers „Am Brunnen vor dem Tore," Eichendorffs „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" und viele, viele andere wahre Volksweisen geworden. Nach hunderten zählen die herrlichen Wanderlieder, aus denen die deutsche Volksseele wie lauter Kristall leuchtet. Schließlich sei nur noch an die große Zahl der allbekannten vaterländischen Lieder erinnert, die Gemeingut des Volkes geworden sind.

Trotzdem wir in unseren Volksliedern einen so köstlichen Schatz schönster Poesie und Musik haben, gibt es seltsame Leute, die sich gleichsam schämen, diese Volksweisen zu singen, sondern lieber die neuzeitlichen „Schlager" gröhlen und danach tanzen. Ihnen gegenüber sei nur ganz kurz auf die Namen der Komponisten einiger unserer Volkslieder verwiesen. „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit" entstammt dem Kopf eines Mozart, ebenso wie das Liedchen „Alle Vögel sind schon da" und das herrlich jauchzende „Komm' lieber Mai und mache". Beethoven komponierte die bekannte „Hymne an die Nacht", und die Musik unseres Deutschland-Liedes wurde im Jahre 1797 von einem Haydn wuchtig geschmiedet. Urdeutsche Töne fand endlich Franz Schubert für „Am Brunnen vor dem Tore."

—⊡—

Wilhelm Schaer

Zu seinem 60. Geburtstag am 24. Mai.

Der Heimatdichter Wilhelm Schaer gehört zu den Stillen im Lande. Seine Kunst wurzelt in der niedersächsischen Landschaft und in dem herrigen Volkscharakter Niedersachsens. Zu Bad Rehburg (Prov. Hannover) am 24. Mai 1866 geboren, heute in Bremen lebend, ist Wilhelm Schaer seiner Heimaterde als Mensch und Dichter treu geblieben. Alle seine Erzählungen, Romane und Gedichte sind mit ihr verwachsen, so die Geschichten: Heimatliebe; Sachsentreue; Am Herdfeuer; Der Schatz im Moor; die Novellen: Sommerrausch; Heimliche Liebe; Heimat des Herzens; und die Romane: Drei Heiden; Kerkdorf; Erbe der Sluvenrauch; Gerold Backhusen; Freunde Heimat Der Silberring; Siebeneschen. Wilhelm Schaer's Werke zeichnen sich durch große Klarheit und Knappheit der Diktion aus und der Dichter erreicht so eine überaus wirksame Darstellung. Alle tragen den Erdgeruch der Ackerscholle, den süßen Duft der blühenden Heide und den salzigen Geschmack der Seeluft in sich. Die Gestalten sind der schwere Schlag der Heidebauern, der Küstenbewohner und der Seefahrer. Bei diesen Leuten und weit darüber hinaus hat Wilhelm Schaer seine Gemeinde, die ihn heute an seinem 60. Geburtstag ehrt und mit berechtigter Vorfreude seinem zum Jubiläum erscheinenden neuen Heimatwerk entgegensieht, das hoffentlich nicht die letzte größere Gabe des beliebten Dichters sein wird.

—⊡—

Wolken und Nebel

Im Sommer haben wir viel Einstrahlung von Bodenwärme, weil die Tage lang sind, im Winter viel Ausstrahlung, weil die Nächte lang sind. Eine Wolkendecke oder über dem Boden liegender Nebel schränkt beide Vorgänge ein. Bei starker Hitze und schwüler Luft freuen wir uns, wenn Wolken heraufziehen, im Frühling führt die Ausstrahlung oft für die Landwirtschaft ungünstige Nachtfröste herbei, die durch Nebel oder Wolken verhindert werden. Bei der Bildung der letzteren spielen Luftdruck, Erwärmung, Feuchtigkeit, Wind sowie elektrische Vorgänge eine wichtige Rolle. Verringerung des Luftdruckes bringt Ausdehnung und damit Abkühlung der Luft hervor, die dann leichter mit Wasserdampf übersättigt wird. Erwärmung bewirkt auch Ausdehnung u. Aufsteigen der Luft in höhere Schichten. Die damit verbundene Abkühlung bringt die Luft an den Sättigungspunkt und führt zur Ausscheidung von Wasserteilchen, die sich an den mikroskopisch kleinen festen Kernen, die stets als Verbrennungsprodukte oder als Jonen in der Luft enthalten sind, anlegen und so zur Tropfenbildung führen. Starke Verdunstung über bebautem und unbebautem Gelände oder über Flüssen, Seen und Meeren macht die Luft gegen Abend feuchter und bewirkt oft Bodennebel. Die Wolken ziehen mit dem Winde, oft langsam, bisweilen aber mit Schnellzugs-Geschwindigkeit. Es bilden sich dabei Regenfronten, die bei flauem Winde anhaltenden Regen, bei stärkerem Schauer bringen und über größere Gebiete sich verbreiten. Bei starkem Aufsteigen der Wolken bilden sich elektrische Spannungen, die zu Gewitter- und Hagelbildung führen können.

Dr. G.

—⊡—

Das Kraftwerk am Walchensee

Oben in den bayerischen Bergen, zwischen Walchen- und Kochelsee, steigt manchmal eine schwarze Regenwand zum Himmel auf. Sie wendet und dreht sich, fällt plötzlich in den See und stürzt drüben durch ein Loch in der Bergwand hinunter in das Kraftwerk.

In ein Bergkehne eingesprengt, in hellen Sandsteine sich prächtig abhebend von den dunklen Tannen, steht trutzig das Wasserschloß — das Kraftwerk am Walchensee. Drinnen findet die letzte Versammlung der Wassergeister statt, ehe sie sich durch die mächtigen Rohre hinabstürzen in die riesigen Maschinen. Wir betreten den Maschinensaal. Paarweise liegen da die Riesentiere friedlich aneinandergekuppelt, immer eine Wasserturbine und ein Stromerzeuger. Die Wanderung durch dieses Meisterwerk deutscher Technik beginnt. Wunder über Wunder schauen unsere Augen. In ungemein fesselnder Weise plaudert Dr. Trautvetter im Matheft der „Koralle" über diesen Rundgang durch das Walchenseewerk. „Eine Donaufahrt im Kanu", „Ein Sonntag auf Java", „Autostraßenbau mit Maschinen", „Eine fleischfressende Wasser-Pflanze", „Das Gesicht des Neanderthales" und „Schwefelbau in Sizilien" seien u. a. aus der Fülle weiterer Artikel noch hervorgehoben. Eine glänzende Umrahmung finden alle Abhandlungen durch eine große Reihe wohlgelungener Aufnahmen. — „Der Amateur-Photograph", „Kleine Technische Neuerungen" sowie „Altes und Neues" bilden den Abschluß dieses besonders interessanten Heftes der „Koralle".

Pfingsten

Pfingsten! Das tönt wie ein Burschenlied,
Das durch junggrünende Wälder zieht,
Wie ein Jubelruf aus der Brust der Natur,
Die sich schmückt und kränzt auf blühender Flur.
Pfingsten, das ist die selige Zeit,
Da die Tage so hell und voll Herrlichkeit,
Da das Leben, das köstlich quellende Leben
Ueberschwillt, uns sein Schönstes zu geben,
Da die Güte des Allerhalters sich weist
In seiner Schöpfung strebendem Geist.

Deutsches Herz — laß dein Sorgen und Klagen,
Wenn der Flieder blüht und die Drosseln schlagen,
Wenn über den Feldern die Lerche trillert
Und das Korn verheißungsvoll duftet und schillert,
Wenn der Jugend Augen in Zuversicht leuchten,
Weil frische Winde die Nebel verscheuchten,
Und jeder fühlt: So wie heut' auf Erden
Wird's einst auch für Deutschland Frühling werden!

Alice Freiin von Gaudy.

—⊡—

Das Pfingstfest im Volksbrauch

Von Hans Gäfgen-Wiesbaden.

In vielen Gegenden hat sich bis heute die Sitte erhalten, Pfingstgelage zu veranstalten, die sich meist über mehrere Tage erstrecken. Einige Tage vor dem Feste durchzieht der Festordner, der oft Einschenker genannt wird, den Ort und lädt im Namen der Pfingstburschen zum Pfingstbier ein. Dabei werden allerlei Gaben, Geld oder Lebensmittel, zur Verschönerung des Festes eingesammelt. Die Türen der Häuser, in denen die sogenannten Pfingstjungfern wohnen, werden von den betreffenden Burschen geschmückt, meist mit jungem Maigrün; auch die Wohnstätten der angesehensten Persönlichkeiten des Dorfes, vor allem die Häuser des Bürgermeisters, des Pfarrers und Lehrers, erhalten festlichen Schmuck. In einer besonders zu diesem Zwecke errichteten Pfingst- oder Sommerlaube wird dann am zweiten Pfingsttage bis spät in die Nacht hinein getanzt, wobei auch dem Pfingstbier in entsprechender Weise zugesprochen wird. Am dritten Pfingsttage schließt sich ein Umzug an, an dem die Burschen in allerlei scherzhaften Vermummungen, geleitet von einem Baja (Bajazzo), teilnehmen. Den Spendern des Pfingstbieres wird bei dieser Gelegenheit ein Dankstrunk gewidmet, wofür sie sich durch Verausgabung von Speisen und Kuchen an die männliche Jugend erkenntlich zeigen. In der Dorfschenke werden diese Gaben gemeinsam verzehrt, wobei der Einschenker einen Teller mit Salz herumreicht, in das kleine Geldmünzen gesteckt werden. Tanz bis zum Morgengrauen beendet das Fest.

Die uralte Sitte des Vogelschießens wurde früher auch meist auf das Pfingstfest gelegt; dieser Volksbrauch hat seinen Ursprung in dem Werfen nach Malzeichen war also ursprünglich eine Handlung, die die Zerstörung heidnischer Symbole versinnbildlichte. So findet auch der nahe Zusammenhang seine Erklärung, der in alten Zeiten zwischen den Schützengilden und der Kirche bestand: Das Vogelschießen wurde aufgefaßt als Bekämpfung des Unglaubens und war daher ein gottgefälliges, christliches Werk. Ein schöner Brauch hat sich auf Schloß Hohlenfels im Taunus erhalten. Dorthin strömen die Mädchen und Burschen aus den benachbarten Dörfern am Pfingstmontag zusammen, um sich unter der Burglinde einem fröhlichen Treiben hinzugeben. Beim Lichte von Fackeln und bunten Lampen wird bis spät in die Nacht hinein getanzt; gegen Morgen zieht man dann unter heiteren Gesängen wieder den Heimatorten zu.

Ein Mai- oder Blumenkönig, der sich eine Königin küren muß, wird vielerorts gewählt; in manchen Gegenden pflegt man auch den durch eine Strohpuppe dargestellten Winter durch eine Kuh, die als Symbol des Frühlings angesehen wird, aus dem Dorfe hinaustragen zu lassen; zuweilen schließt sich dann die Verbrennung der Puppe an, um hiermit der Freude über die endgültige Ueberwindung der schlimmen Jahreszeit Ausdruck zu geben.

Ein grausamer Brauch, der sich bis auf unsere Tage in der Gegend von Pissen erhalten hat, ist das Froschhenken, das darin besteht, daß eine Anzahl Frösche bei einem seltsamen Spiele aufgehängt werden; die toten Tiere werden dann unter die Menge geschleudert, wobei der sogenannte Froschschinder, der oft auch den Fröschen zuvor die Köpfe abschlagen muß, Persönlichkeiten der Ortschaft, die sich mißliebig gemacht haben, in scharfer Weise angreift, bespöttelt u. dem allgemeinen Gelächter preisgibt. Derartige Unsitten verdienen natürlich Mißachtung und Bekämpfung.

Eine große Rolle in den Pfingstbräuchen spielt der Pfingstochse, wie man den Ochsen nennt, der bei dem erstmaligen Auftrieb des Viehs auf die Weide am Pfingsten die Wiesen zuletzt betritt. Aus dieser Gepflogenheit hat sich der auch in unseren Städten noch anzutreffende Brauch entwickelt, den an dem Feste zuletzt am Frühstückstisch Erscheinenden längere Zeit als Pfingstochse zu begrüßen. Der Hirte, der mit seinen Tieren die Weide zuerst erreicht, wird Pfingstlümmel genannt, zuweilen erhält diese Bezeichnung auch derjenige, der an letzter Stelle auf den Wiesen anlangt. Er muß sich vor allen, die ihm begegnen, auf das höflichste verbeugen. Vielerorts bezeichnet man als Pfingstlümmel auch einen Burschen, der, phantastisch mit Laub und Blumen aufgeputzt, sich im Walde verbirgt und dort von der Dorfjugend aufgestöbert wird, um im Triumphzug in den Ort gebracht zu werden.

Pfingsteier einzuheimsen, ist ein besonders in Westdeutschland anzutreffender Volksbrauch. Die Burschen ziehen zu diesem Zweck vor die Häuser und sammeln die ihnen von den Mädchen dargebotenen Eier ein, die am Pfingstmontag dann zur Bereitung von Festkuchen benutzt werden. Gemeinsam werden letztere verzehrt; der sogenannte Maireigen beendet die Feier. Beim Eiersammeln wird ein uraltes Lied gesungen, das beginnt:

Nun gebt uns doch das Pfingstei,
Fei! Rosenblümelein!
Wir schlagen's in der Pann entzwei.
Wir bringen euch den lieben Mai.
Fei! Rosenblümelein;

Hei! Du wackeres Mädchen!

Die Aufzählung der erbetenen Gaben, unter denen auch, was auf den heidnischen Ursprung der Sitte hindeutet, der Pferdekopf nicht fehlt, füllt die nächsten Strophen; der Schlußvers lautet:

Der N. N. ist ein braver Mann,
Er gibt den Jungen, was er kann,
Fei! Rosenblümelein!
Der Mai wird's ihm vergelten
Im Garten und im Feld.

Bei weniger befriedigendem Ergebnis singen die Burschen:

Der Mai schickt eine Eul' auf's Haus,
Die kratzt dem Scheim die Augen aus;
Der Mai schickt einen Fuchs in'n Stall,
Der holt ihm seine Hühner all.

—⊡—

Maien

Die Freude an der Natur liegt uns seit alters tief im Blut und äußert sich in der mannigfaltigsten Weise. Kann man die Schönheit der Natur nicht im Freien genießen, so will man wenigstens ein Stück davon in's Zimmer haben. Darum hegt und pflegt man nicht nur Pflanzen und Blumen zu jeder Jahreszeit in den Wohnungen, sondern schmückt auch die Räume, oft wenigstens mit frischem Grün. Wie zur Weihnachtszeit kommt in den Pfingsttagen wieder einmal auch der Wald selbst in die großen Städte. Nicht ist es da das dunkle Immergrün der Tannen, das von dem Bleibenden im Wechsel der Jahre, vom Ewigen im Zeitlichen redet, sondern die lichtgrünen Birkenreiser, die Maien stecken an den Türen und geben den Zimmern ein freundliches frühlingsmäßiges Bild.

Die Sitte des Ausschmückens von Haus und Hof u. der Maienzeit, besonders zu Pfingsten mit Birkenreisern ist sehr alt und vom Lande her auch in die Stadt gedrungen. In vielen Gegenden schmückt man auch die Straßen und Kirchtürme mit den zierlichen Birkenbäumchen. Dafür schöne Brauch lehnt sich schon an die Sitten unserer heidnischen Vorfahren bei ihren Frühlingsfesten und Frühlingsopfern an. Selbst die christliche Kirche hat diese Gebräuche in sinniger Weise mit dem Pfingstfest verbunden, wie sich das auch in dem bekannten Pfingstlied, „Schmücket das Fest mit Maien, streuet Blumen streuen, zündet Opfer an!" gemäß der Ueberlieferung ausspricht.

Maien wird schon seit langen Jahrhunderten auf den städtischen Märkten ebenso verkauft wie die Tannenbäume zur Zeit des Weihnachtsfestes. Jedoch ist der Bedarf an Maien viel größer als der an Christbäumen. Fürsorgliche Verwaltungen haben sich einst vergeblich bemüht, das Maiftecken einzuschränken oder gar gänzlich abzuschaffen, nicht etwa weil ihnen der Schmuck heidnisch erschien, sondern lediglich deshalb, weil sie fürchteten, daß durch das Abhauen der vielen jungen, kräftigen Birkenstämme den Forsten zu großen Schaden erwachsen könne. In dieser Hinsicht mutet uns ein scharfes Edikt des Preußenkönigs Friedrichs des Großen „wegen Abschaffung der schädlichen Gewohnheit des Mayensetzens gegen den ersten May und gegen Pfingsten, sowohl vor den Türen als auch in den Kirchen und Häusern" an. In diesem scharfen Verbot das der König am 31. Juli 1747 aus Berlin erließ, wird das Abhauen vieler tausend im besten Wachstum stehender Bäume für ganz unnötig erklärt. Wer das Verbot nicht achtete, der sollte mit einer Geldstrafe oder, falls er solcher nicht fähig, oder niederen Standes war, durch eine körperliche Züchtigung bestraft werden. Damit sich niemand mit Unwissenheit entschuldigen könnte, sollte dieses Edikt überall durch Anschlag und durch Verkündigung von den Kanzeln bekanntgemacht werden. Dieses Edikt und ähnliche aus der gleichen oder noch älteren Zeit erscheinen uns um so seltsamer, als damals der Waldreichtum Deutschlands noch größer war und die Städte bei weitem nicht die hohe Einwohnerzahl hatten wie heute, sodaß der Bedarf im Vergleich mit der Jetztzeit verhältnismäßig gering war.

In manchen deutschen Gauen, besonders in Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein schmückt man die Häuser auch mit dem saftigen Kalmus oder anderem frischen Grün, nicht nur in den Pfingsttagen. In all diesen alten Sitten und Gebräuchen spiegelt sich die Freude an der Natur wieder, die einen Ausdruck haben will. Sie bedeuten zugleich Dank, Erhebung und Opfer. Darum wäre es schade, wenn sich diese altüberkommenen Bräuche immer mehr verlieren sollten, wie so viele andere. Noch ist glücklicherweise unser deutsches Vaterland an Wäldern so reich, daß man nicht ernstlich zu befürchten braucht, sie könnten durch das Abhauen von grünen Maien wirklich Schaden leiden.